

Henning Mankell  
Der Hund,  
der unterwegs zu  
einem Stern war

*Henning Mankell*, geboren 1948 in Härjedalen, war einer der großen schwedischen Gegenwartsautoren, von Lesern in aller Welt geschätzt. Sein Werk wurde in über vierzig Sprachen übersetzt, es umfasst etwa vierzig Romane und zahlreiche Theaterstücke. Nicht nur sein Werk, sondern auch sein persönliches Engagement stand im Zeichen der Solidarität. Henning Mankell lebte abwechselnd in Schweden und Mosambik, wo er künstlerischer Leiter des Teatro Avenida in Maputo war. Er starb am 5. Oktober 2015 in Göteborg. Sein Kinderbuch ›Der Hund, der unterwegs zu einem Stern war‹ (der erste Band seiner Tetralogie um den Jungen Joel) wurde mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis und der Nils-Holgersson-Medaille ausgezeichnet.

Weitere Titel von Henning Mankell bei dtv junior: siehe Seite 4

[www.mankell.de](http://www.mankell.de)

Henning Mankell

Der Hund,  
der unterwegs zu  
einem Stern war

Aus dem Schwedischen  
von Angelika Kutsch

dtv

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell  
unter [www.dtv.de/lehrer](http://www.dtv.de/lehrer) zum kostenlosen Download.

Von Henning Mankell sind bei dtv junior  
außerdem lieferbar:

Der Junge, der im Schnee schlief  
Die Reise ans Ende der Welt  
Das Geheimnis des Feuers  
Das Rätsel des Feuers  
Der Zorn des Feuers  
Ein Kater schwarz wie die Nacht



Ungekürzte Ausgabe  
17. Auflage 2018  
2001 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Erstmals 1992 in deutscher Sprache erschienen.  
Titel der schwedischen Originalausgabe:  
»Hunden som sprang mot en stjärna«  
© 1990 Henning Mankell  
Published by agreement with Palco Media AB,  
Malmö and Copenhagen Literary Agency ApS, Copenhagen  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Peter Knorr  
Gesetzt aus der Plantin 11/13½  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70671-1

# 1

Der Hund.

Mit ihm hat alles angefangen.

Wenn er den einsamen Hund nicht gesehen hätte, wäre vielleicht nichts passiert. Nichts von all dem, was dann so wichtig wurde und alles veränderte. Nichts von all dem, was zuerst so aufregend war und dann so unheimlich wurde.

Alles hat mit dem Hund angefangen. Der einsame Hund, den er in jener Nacht im letzten Winter gesehen hatte. Plötzlich war er wach geworden. Er war aufgestanden und hinausgetappt in den Flur und hatte sich in die Fensternische gesetzt.

Warum er mitten in der Nacht aufgewacht war, wusste er nicht. Vielleicht hatte er etwas geträumt? Oder hatte sein Papa geschnarcht, der im Zimmer nebenan schlief? Sein Papa schnarchte nicht oft. Aber manchmal kam plötzlich so ein einzelner Laut, fast wie ein Brüllen, und dann war es wieder still.

Als er dort in der Fensternische im Flur saß, hatte er den Hund entdeckt. Die Fensterscheiben waren mit Eiskristallen bedeckt und er hatte gegen das

Glas gehaucht, um hinaussehen zu können. Am Thermometer hatte er abgelesen, dass es fast dreißig Grad unter null waren. Und in dem Augenblick sah er den Hund. Er lief draußen die Straße entlang, ganz allein.

Genau unter der Straßenlaterne war er stehen geblieben und hatte sich umgeschaut. Er hatte in alle Richtungen gewittert, ehe er weiterlief. Dann war er verschwunden.

Es war ein ganz gewöhnlicher Hund. Das hatte er gerade noch gesehen. Aber warum lief der Hund so allein durch die kalte Winternacht? Wohin war er unterwegs?

Ihm war, als fürchtete sich der Hund vor irgendwas.

Obwohl er anfang zu frieren, blieb er am Fenster sitzen und wartete darauf, dass der Hund zurückkam. Aber nichts geschah. Da draußen war nur die kalte, öde Winternacht und weit entfernt leuchteten die Sterne.

Er konnte den einsamen Hund nicht vergessen.

In jenem Winter war er viele Male aufgewacht, ohne dass er wusste, warum. Jedes Mal stand er auf, tappte über die kalte Korkmatte hinaus und setzte sich in die Fensternische und wartete auf den Hund.

Einmal war er am Fenster eingeschlafen. Er saß noch um fünf Uhr morgens da, als sein Papa aufstand.

»Warum sitzt du hier?«, fragte sein Papa, nachdem er ihn wachgerüttelt hatte.

Sein Papa hieß Samuel und er war Waldarbeiter. Früh am Morgen ging er hinaus in den Wald zur Arbeit. Er fällte Bäume für eine große Firma.

Er wusste nicht, was er antworten sollte. Schließlich konnte er ja nicht gut sagen, dass er auf einen Hund wartete. Vielleicht würde sein Papa glauben, dass er log, und sein Papa mochte es gar nicht, wenn die Menschen nicht die Wahrheit sagten.

»Ich weiß nicht«, antwortete er, »vielleicht bin ich wieder im Schlaf herumspaziert?«

Das konnte er sagen. Es stimmte zwar nicht genau, aber es war auch keine richtige Lüge.

Früher, als er noch klein gewesen war, war er im Schlaf aufgestanden. Er konnte sich zwar nicht daran erinnern, aber sein Papa hatte es ihm erzählt. Mehrere Male war er im Nachthemd zu seinem Papa gekommen, der im Zimmer nebenan Radio hörte oder in alten Seekarten blätterte.

Sein Papa hatte ihn geweckt und er konnte nie erklären, wieso er im Schlaf spazieren ging.

Das war nun schon lange her. Fünf Jahre. Fast sein halbes Leben. Er war gerade elf geworden.

»Geh ins Bett«, sagte sein Papa. »Hier ist es viel zu kalt.«

Er kroch wieder unter die Decke und lauschte, wie sein Papa sich Kaffee kochte, Butterbrote strich, die er mit in den Wald nahm, und schließlich die Wohnungstür hinter sich zuschlug. Dann war es still.

Er guckte auf den Wecker neben seinem Bett. Der

Wecker stand auf einem Hocker, den er zu seinem siebten Geburtstag bekommen hatte. Er mochte den Hocker nicht. Den hatte er statt des Drachens bekommen, den er sich gewünscht hatte.

Jedes Mal, wenn er den Hocker sah, wurde er wütend.

Wie kann man jemandem, der sich einen Drachen wünscht, stattdessen einen Hocker schenken?

Zwei Stunden konnte er noch schlafen, ehe er zur Schule musste. Er zog die Decke bis zum Kinn, rollte sich zusammen und machte die Augen zu. Sofort sah er wieder den einsamen Hund, wie er angelaufen kam. Er lief auf leisen Pfoten durch die Winter nacht und war vielleicht auf dem Weg zu einem weit entfernten Stern.

Ganz plötzlich wusste er es. Er musste den Hund fangen, ihn in seinen Traum locken. Dort konnten sie zusammen sein und dort war es auch nicht so kalt wie draußen in der Winternacht . . .

Bald schlief er ein, der Sohn des Waldarbeiters. Er hieß Joel Gustafson und es war im Winter 1956, der Winter, in dem alles geschah.

All das, was mit dem Hund begann.

## 2

Das Haus, in dem Joel mit seinem Papa Samuel wohnte, lag am Fluss. Im Frühling wälzt sich die Flut tosend und donnernd von den fernen Bergen, die hinter den dunklen Wäldern liegen. Genau hier, wo sie wohnten, macht der Fluss einen Bogen, ehe er seine lange Reise zum Meer fortsetzt.

Aber jetzt im Winter schlief er unter seiner weißen Decke. Skispuren zogen Linien durch den weißen Schnee.

Unten am Flussufer hatte Joel ein Geheimnis. Gleich neben den hohen steinernen Pfeilern der großen Eisenbahnbrücke. Jeden Tag ratterten mehrmals Züge über die Brücke und dort neben den Pfeilern lag ein riesiger Felsblock, der in der Mitte geborsten war.

Früher war der Felsblock kugelrund gewesen. Der Sprung hatte die Kugel in zwei Hälften geteilt und Joel stellte sich vor, es sei der Erdball. Wenn Joel in den Spalt kroch, konnte er sich einbilden tief drinnen in der Erde zu sein. Dort drinnen roch es nach feuchtem Moos und er saß da und stellte sich vor, er könnte die Wirklichkeit in alles verwandeln, in was er nur wollte.

In den gewaltigen Strudeln der Frühlingsfluten tanzten nicht Baumstämme, sondern Delfine, und die alte Baumwurzel, die auf der Sandbank gestrandet war, wo Pferdehändler Under immer seinen Kahn festmachte, war ein Flusspferd, das seinen schweren Kopf aus dem Wasser reckte. Und unter der Wasseroberfläche lagen die Krokodile und lauerten auf Beute.

In der Felsspalte konnte Joel weite Reisen unternehmen. In Wirklichkeit war er noch nicht mal hinter den dunklen Wäldern gewesen. Das Meer hatte er noch nie gesehen. Aber das machte nichts. Dort hin würde er schon noch kommen. Wenn Papa Samuel endlich die Waldarbeit aufgab. Dann würden sie zusammen auf Reisen gehen.

Und während er darauf wartete, konnte er in der Felsspalte liegen und seine eigenen Reisen machen. Er stellte sich vor, der Fluss sei die Meerenge zwischen Mauritius und Réunion, den beiden Inseln, die vor Madagaskar liegen. Er wusste, wie es dort aussah. Papa Samuel hatte ihm erklärt, wie vorsichtig man durch diese Meerenge segeln musste. Dort gab es gefährliche Riffe unter Wasser und vom Kiel des Schiffes waren es viertausend Meter bis zum Meeresgrund.

Papa Samuel war Seemann gewesen. Er wusste, wovon er redete.

Wenn Joel Delfine und Flusspferde vor sich sah, dann waren es Papa Samuels Erzählungen, die vor seinen Augen lebendig wurden. Manchmal nahm er

auch eine von Papa Samuels Seekarten mit, um den Fluss noch leichter in eine andere Welt zu verwandeln.

Im Winter war der große geborstene Felsblock von Schnee bedeckt. Dann ging Joel nicht so oft dorthin. Nur manchmal nahm er seine Skier und fuhr den Abhang zum Fluss hinunter, um sich zu überzeugen, dass der Felsblock noch da war. Mit den Skiern und Skistöcken zog er Spuren um den Felsen. Sie sahen aus wie ein Zaun und Joel bildete sich ein, dass niemand seinen Felsen überfallen und einnehmen konnte.

An den Winterabenden saßen Papa Samuel und Joel in der Küche und Joel hörte Papa Samuel zu.

Über dem Herd in einer Glasvitrine stand ein Schiffsmodell. Es hieß »Celestine« und Papa Samuel hatte es einmal einem Inder in Mombasa abgekauft. Wenn Papa Samuel seine nassen Wollsocken zum Trocknen unter der »Celestine« aufhängte, beschlug das Glas und Joel stellte sich vor, das Schiff liege in einer Nebelbank und warte auf Wind.

Und so verwandelte er auch das Haus, in dem sie wohnten. Dann war es kein Haus mehr, sondern ein Schiff, das draußen im Fluss vor Anker lag und auf Wind wartete. Ein Wind, der es zum Meer bringen würde. Der kaputte Zaun war die Reling und die Wohnung unterm Dach war die Kapitänskajüte. Der rostige Pflug, der halb im ehemaligen Kartoffelbeet begraben lag, war der Schiffsanker.

Einmal würde das Haus, in dem sie lebten, befreit

werden. Sie würden den Anker an Bord hieven und langsam den Fluss hinuntergleiten, vorbei an der Landzunge mit dem alten Tanzplatz, und hinter der Kirche würden sie im tiefen Wald verschwinden.

»Erzähl mir vom Meer«, sagte Joel zu seinem Papa.

Und wenn Papa Samuel Lust hatte zu erzählen von all dem Seltsamen, das er erlebt hatte, dann kuschelten sie sich auf der Küchenbank zusammen. Papa Samuel stellte das Radio an. Er drehte an einem Knopf, bis nur noch ein Rauschen zu hören war.

»So klingt das Meer«, sagte er. »Mach die Augen zu und sieh es vor dir. Ein Meer ohne Ende.«

Aber manchmal hatte er keine Lust zu erzählen. Joel wusste nie, wann es wieder so weit war. Mal konnte Papa Samuel mit kalter Nase und nassen Socken von der Arbeit nach Hause kommen und trotzdem vor sich hin summen. Er stampfte und schnaufte wie ein gut gelauntes Pferd, während er sich im Vorraum den Schnee abklopfte. Und wenn er so guter Laune war, konnte es gut sein, dass er nach dem Essen und Abwaschen von seinen Abenteuern erzählte.

Doch manchmal hörte Joel nur schleppende Schritte auf der Treppe und einen tiefen Seufzer, wenn Papa Samuel sich die dicke Jacke auszog. Dann war sein Gesicht verbissen und seine Augen schauten weg.

Dann wusste Joel, dass er sich in Acht nehmen

musste. Nur keinen Krach machen, keine Fragen stellen, wenn es nicht unbedingt nötig war. Schnell den Tisch decken, Kartoffeln auffüllen, still essen, was Papa Samuel in der Pfanne gebraten hat, und dann rasch in seinem Zimmer verschwinden.

Zwei Sachen waren am schlimmsten:

Joel wusste nicht, warum das so war, und er konnte nichts dagegen tun. Er ahnte, dass es mit seiner Mama und dem Meer zusammenhängen musste. Mit dem Meer, das Papa Samuel aufgegeben hatte, und mit Mama, die ihn verlassen hatte. Viele Male hatte Joel in seiner Felsspalte gesessen und darüber nachgegrübelt.

Er dachte immer zuerst an das, was am schwersten war:

Wenn sein Papa aber Schiffbruch erlitten hatte, wie hatte er dann in diesem kleinen Ort in Nordschweden an Land treiben können, wo es kein Meer gab? Und wie hielt er es aus, jeden Tag hinaus in den Wald zu gehen und Bäume zu fällen, wenn es ihm doch nie gelang, den Horizont freizulegen, so dass er das offene Meer sehen konnte?

Was war eigentlich geschehen? Warum wohnten sie hier, mitten in den großen dunklen Wäldern, so weit entfernt vom Meer?

Sein Papa Samuel war an der Westküste von Schweden geboren, das wusste Joel. Direkt am Meer, in einer Fischerhütte nördlich von Marstrand. Und warum war er, Joel, so hoch im Norden in Sundsvall geboren worden . . .

Mama, denkt er, um sie geht es. Sie war es, die eines Tages, als Papa Samuel draußen im Wald arbeitete, ihren Koffer gepackt hat und mit einem Zug nach Süden gefahren ist. Sie wollte nicht bei ihnen bleiben.

Wie alt er damals war, weiß Joel nicht. Er muss noch ziemlich klein gewesen sein.

Aber die alte Westman mit dem krummen Rücken, die im Erdgeschoss wohnt, hat es ihm erzählt. Damals, als er den Schlüssel verloren hat und es draußen unter zwanzig Grad kalt war und es noch viele Stunden gedauert hätte, bis Papa Samuel heimkam. Da hat er in der dunklen Wohnung bei der alten Westman warten dürfen, wo es nach Winteräpfeln und säuerlichen Bonbons roch.

Ihre Wohnung war voller Bilder vom lieben Gott. Sogar auf dem Fußabstreifer an der Tür war ein Bild von Jesus. Als er das erste Mal in ihre Wohnung gekommen war, jedenfalls das erste Mal, an das er sich erinnern konnte, hatte er nicht gewusst, wo er den schmutzigen Schnee von seinen Stiefeln abputzen sollte.

»Da, auf der Matte«, sagte die alte Westman. »Er weiß, was du denkst, und er sieht dich überall. Warum sollte er also nicht auch auf einem Fußabtreter sein?«

Sie hatte ein Fell vor dem offenen Herd in der Küche für ihn ausgebreitet. Darauf sollte er sitzen.

Plötzlich hatte sie sich mit ihrem krummen Rücken über ihn gebeugt und gesagt:

»Deine Mutter war nicht böse. Aber sie hatte so eine Unruhe in sich. Das hab ich sofort gesehen, als sie hier einzogen. Die ganze Zeit sah sie irgendwas in der Ferne. Eines Tages ist sie zu mir runtergekommen und hat gefragt, ob du so lange bei mir bleiben könntest, bis dein Papa nach Hause kommt. Sie hätte was zu erledigen, sagte sie. Aber ich hab die Unruhe gesehen und den Koffer, der draußen im Treppenflur stand. Böse war sie trotzdem nicht. Das war nur die Unruhe in ihr. Die war da, ob sie es nun wollte oder nicht . . .«

Joel sitzt manchmal in seiner Felsspalte und fügt mühselig einen Gedanken an den anderen, bis er es plötzlich ganz klar vor sich sieht.

Er hat einen Papa, der Samuel heißt und sich nach dem Meer sehnt, und er hat eine Mama, in der war etwas, das Unruhe heißt.

Manchmal, wenn Papa Samuels Augen besonders dunkel gewesen sind, wartet Joel in seinem Bett ängstlich auf das leise Klirren einer Flasche draußen in der Küche. Wenn Papa Samuel denkt, Joel ist eingeschlafen, holt er die Flasche hervor.

Dann steht Joel vorsichtig auf und guckt durch das Schlüsselloch. Papa Samuel sitzt auf der Küchenbank, streicht sich wieder und wieder durch das struppige Haar und murmelt unablässig vor sich hin. Von Zeit zu Zeit nimmt er plötzlich tiefe Schlucke aus der Flasche, so als ob er es eigentlich nicht will, es aber trotzdem nicht lassen kann.

Warum schenkt er sich nicht ein Glas ein?, denkt

Joel. Warum trinkt man überhaupt etwas, das so schlecht schmeckt?

Als er eines Morgens aufsteht, ist Papa Samuel am Küchentisch eingeschlafen. Sein Kopf ruht schwer auf dem Tisch und seine geschlossene Faust liegt auf einer Seekarte.

Aber da liegt noch etwas anderes auf dem blauen Wachstuch.

Eine abgegriffene Fotografie, geknickt und an einer Ecke abgerissen. Sie zeigt ein Frauengesicht. Eine Frau mit braunen Haaren und Augen, die Joel geradewegs ansehen.

Er weiß sofort, dass das seine Mama ist, die er anschaut. Weder lacht sie noch kneift sie die Lippen zusammen. Sie schaut ihn nur an und er denkt: So sieht also ein Mensch aus, der die Unruhe in sich hat.

Auf der Rückseite steht ein Name. Jenny. Und der Name von einem Fotoatelier in Sundsvall.

Jenny. Samuel und Jenny und Joel Gustafson. Wenn sie eine Familie wären, würden sie so heißen.

Jetzt sind es nur Namen, die nicht zusammenhängen. Joel denkt, er muss seinen Papa fragen, was eigentlich passiert ist.

Nicht jetzt, nicht heute, aber ein andermal, wenn morgens keine leere Flasche auf dem Tisch steht, wenn er zur Schule muss. Erst wenn sein Papa die Küche geschrubbt hat und alles wieder ruhig ist, dann kann er mit ihm reden.

Immer geschieht es nachts.

Joel wird vom Lärm in der Küche wach. Töpfe und Kessel klappern. Papa Samuel zischt und brummt und lacht vor sich hin, allzu heftig und zu laut. Dann weiß Joel, er hat angefangen zu scheuern.

Er steht auf und schaut durch die angelehnte Küchentür zu.

Samuel kippt Waschwasser über den Fußboden und gegen die Wände. Der glühende Herd dampft und Samuels Gesicht glänzt schweißnass. Mit einer Bürste scheuert er wütend auf Flecken und Schmutz herum, den nur er sieht. Einen ganzen Eimer voll zischender Seifenlauge schüttet er in den Kaminabzug. Er platscht in seinen nassen Wollsocken durchs Wasser und fuhrwerkt mit der Scheuerbürste herum, als ob das Schmerz lindern könnte.

Joel hört seinen Papa etwas von Spinnweben und Schlangenkäueln murmeln und brummeln. Aber im Winter gibt es doch gar keine Spinnen, die ein Netz in der Küche spinnen können? Und wie sollte ein Schlangenkäuel oben in den Kaminabzug kommen? In diesem kleinen Ort weit im Norden von Schweden gibt es doch überhaupt keine Schlangen!

Joel schaut durch den Türspalt zu und begreift, dass sein Papa etwas wegscheuert, was nur er sieht. Etwas, das ihn ängstlich und wütend macht.

Hinterher liegt Papa Samuel regungslos im Bett. Er stöhnt und zieht das Rollo nicht hoch, obwohl es helllichter Tag ist. Er liegt im Bett, wenn Joel zur

Schule geht, und dort liegt er immer noch, wenn Joel am Nachmittag wieder nach Hause kommt.

Wenn Joel Kartoffeln gekocht hat und fragt, ob er etwas essen möchte, schüttelt er nur den Kopf und stöhnt. Ein paar Tage später ist es, als ob nichts geschehen, als ob alles nur ein Traum gewesen wäre.

Wie immer steht Papa Samuel um fünf in der Früh auf, trinkt Kaffee und verschwindet in den Wald. Joel kann aufatmen.

Jetzt dauert es eine ganze Weile, bis er wieder davon wach wird, dass Papa Samuel am Küchentisch sitzt und vor sich hin murmelt.

Einmal hat Joel alles aufgeschrieben, was er seinen Papa fragen will. Als Erstes wird er fragen, warum sie nicht am Meer wohnen. Das ist vielleicht nicht gerade die wichtigste Frage. Aber er möchte mit etwas anfangen, das nicht zu schwer ist.

Bei jeder Frage, die er aufschreibt, denkt er sich auch mögliche Antworten aus und auf welche Antwort er hofft.

Dann möchte er wissen, warum er in Sundsvall geboren wurde.

Und warum seine Mama, die Jenny heißt, mit dem Zug davongefahren ist und ihn bei der alten Westman gelassen hat.

Das ist auch schwer, weil er nie weiß, was er antworten soll, wenn ihn jemand fragt, warum er keine Mama hat.

Er ist der Einzige. Der Einzige, den er kennt, der keine Mama hat.

Mit irgendetwas der Einzige zu sein ist oftmals gut.

Als Einziger ein Flugzeugmodell aus Balsaholz zu besitzen oder ein Fahrrad, das auf dem Vorderrad gerippte Reifen und auf dem Hinterrad Reifen mit Stollen hat.

Aber als Einziger keine Mama zu haben, das ist nicht gut.

Das ist noch schlimmer, als wenn man eine Brille tragen müsste.

Das ist sogar noch schlimmer, als wenn man stottern würde.

Die einzige Mama, die weg sein darf, das ist eine tote Mama.

Manchmal denkt er auch, er könnte so antworten, wenn ihn jemand fragt oder ärgern will. Er hat ausprobiert, wie das klingt.

»Meine Mama ist tot.«

Aber das kann man auf verschiedene Art und Weise sagen. Man kann es so sagen, dass es klingt, als ob sie bei einem dramatischen Flugzeugabsturz in einem fernen Land umgekommen wäre, während sie mit einem wichtigen Auftrag unterwegs war. Man kann es auch so sagen, als ob sie bei einem Kampf mit einem Löwen umgekommen wäre.

»Meine Mutter ist tot«, könnte er sagen.

Das klingt dann so, als ob ihm das eigentlich egal wäre.

Aber als er an diesem Morgen das Foto neben dem Kopf von seinem schlafenden Papa findet,

weiß er, dass sie nicht tot ist. Und er weiß, dass er herausfinden muss, was geschehen ist.

Jeden Abend vorm Einschlafen denkt er sich verschiedene Geschichten über sie aus, von denen er träumen kann, bis er einschläft. Ihm gefällt die Geschichte am besten, in der er sich vorstellt, sie sei eine Galionsfigur am Bug eines Schiffes mit drei hohen Masten und vielen gesetzten Segeln.

Abwechselnd sind er selber und Papa Samuel Kapitän auf dem Schiff, das fast immer Schiffbruch erleidet, aber schließlich den gefährlichen Riffen unter Wasser entrinnt. Das ist ein guter Traum, weil er sich so viele verschiedene Schlüsse ausdenken kann.

Aber manchmal, wenn er schlechter Laune ist, lässt er das Schiff sinken und die Galionsfigur in viertausend Meter Tiefe begraben. Während sich die erschöpfte Besatzung auf eine unbewohnte Insel an Land rettet, lässt er seine Mama einfach so in der Meerestiefe verschwinden.

Samuel Island oder Joel Island. Niemals heißt die Insel, auf die sie sich retten, Jenny Island.

Oft lässt er das Schiff sinken, wenn Otto ihn geärgert hat.

Obwohl er auf der Hut und immer darauf vorbereitet ist, dass ihm jemand auf dem Schulhof unangenehme Fragen stellt, hat Otto ein heimtückisches Talent, sich immer dann anzuschleichen, wenn er keine gute Antwort parat hat.

Otto ist älter und ein Sitzenbleiber. Er hat eine Krankheit, von der niemand weiß, was es eigentlich